

# Lichtl

## Marginalien zu Gerhart Hauptmann

von Michael Sallinger (Innsbruck)

der immer beständiger werdenden Erinnerung  
an Erhart Kästner

Vor allem die Handschrift hat mich wieder gefangen genommen, nach so vielen Jahren, in denen ich, ganz zu Unrecht offenbar, der Auffassung war, Gerhart Hauptmann würde mich nicht mehr berühren und nicht mehr in den Mittelpunkt (m)eines literarischen Interesses zurück kehren. Leben als Literatur.

Ich erinnere die Jahre gut und wohl gerne, in denen ich mich mit ihm befasste. Es war vor zwanzig Jahren; vor zwanzig Jahren: man stutzt, wenn man eine solche Spanne hin- und beschreibt, und doch ist die Zeit vergangen, und zwar unwiederbringlich. Momente der Lektüre: etwa im *Ketzer von Soana*; Zeit und Ort, Stunde und Anlass des Lesens weiß ich wie gestern hervor zu rufen; zu jeder Zeit kann ich mich in die damalige Lage versetzen. Schon damals aber galt das primäre Interesse der Person: jener Person, der Peter de Mendelssohn „deutsche Repräsentanz“ zugeschrieben hat; keine ungeteilte im Übrigen, sondern eine mit Thomas Mann zu teilende und wohl auch geteilte. Nach all den Jahren also: ein Namenszug, „Gerhart Hauptmann“, auf einem im Schlesien-Verlag zu Breslau heraus gekommenen Huldigungsband zu dessen achtzigstem Geburtstag. Das war im November 1942; den Band habe ich damals – also vor fast zwanzig Jahren – erworben, um mir einen Eindruck jenes sagenhaften Wiesensteins zu machen, der dem Dichter als Burg und Refugium gedient hat, usque ad finem. Wieder waren es die schwingvollen, fast perlenden Züge der stark geneigten, dabei aber unbemühten Handschrift. Einer Handschrift als Lebensbild. Schnell habe ich mich wieder versenkt, zumal in die Realien dieses Lebens und in die Realien dieses Dichters; zugleich sind alte Traum- und Vexierbilder wieder aufgestiegen; Bilder, deren Privatheit so groß ist, dass ich mich scheue, sie nieder zu schreiben; zu Papier zu bringen, zu fixieren.

Und doch ist das Traumbild die andere Seite des Lebens, die andere Seite des Spiegels; womöglich die tiefere. Ein Traum, den ich fast vergessen hatte: Zufälle, welche auch immer, hatten mich nach Agnetendorf in das Haus Wiesenstein gebracht; schon zu der Zeit, als das Haus geräumt werden musste; also im Frühjahr 1946. Es war ein klarer, sonniger Tag; im Hause wurden schwere Schränke aus ihren Füllungen gebrochen, man hörte das Holz splintern. Zahlreiche Menschen machten sich zu schaffen. In einer Halle – ob es denn jene Halle war, die als Paradieshalle berühmt geworden war, weiß ich nicht – saß auf drei alten hölzernen Kisten Gerhart Hauptmann; freilich nicht als Mensch, sondern als lebendige Holzpuppe, wohl aber in der bekannten Aufmachung,

mit der er eine Mode kreierte hatte: er trug seinen Tweedanzug mit Veston, dazu die gewohnte Pumfrose; selbst der weithin leuchtende Saum wehenden weißen Haars und die Schildpattkette der Taschenuhr waren ersichtlich; die Figur schien seltsam verjüngt; sie sprach nicht, aber die Füße baumelten von den Kisten. Die Ur-Sache des Traums ist schnell erzählt: sie lag wohl in der Lektüre von Gerhart Pohl's *Bin ich noch in meinem Haus?*; es sind das die Erinnerungen an die letzten Lebensmonate Hauptmanns in Schlesien; immer von der Räumung bedroht, die er durch den Tod abwandte.

Nun aber traf es mich wie ein Schlag aus heiterem Himmel, als ich, Jahre später, in einem neulich erschienenen Buch, das unter dem Titel *Der Dichter stand auf hoher Küste* Hauptmanns Jahre von 1933 bis 1945 reflektiert, in einer Abbildung exakt wiedersah, was mir aus dem Traume bekannt war: drei Kisten, auf denen eine Puppe lag; freilich nicht Hauptmann selbst darstellend, sondern eben einen Wurstel. Realien der Literatur. Das Leben als Literatur. Ströme sind es, an denen wir sitzen, achtlos, und was wir aufnehmen ist der Zierrat der Epoche, die uns bewegt. Oder sollte es doch anders sein, und es wäre kein Zierrat, sondern die Essenz des Da-Seins würde sich in Bildern eröffnen, in den Gegenständen; in den Gegenständen überhaupt, ihrer Geschichte und ihrer Stofflichkeit; längst sind die Ideen ja aufgegeben, wonach neben der Stofflichkeit des Gegenstandes eine bestimmte, vielleicht nicht gewisse, geistige Materie in ihnen wohne: ein Esprit, eine Seele, eine Strahlung, eine – man sagt auch Energie. Das ist Spekulation: jene Spekulation, die wir verlernt haben und mit deren Verlust wir zugleich aus der Ahnung einer *unio mystica* getreten sind, die Goethe, um nur ein prominentes Beispiel zu nennen, durchaus geläufig war. Anders nämlich ist der kolossale Danebenwurf seiner Farbenlehre nicht zu erklären. Das ist nicht vernünftig; aber da, aber da ist es dennoch.

Das Geheimnis der Gegenstände liegt darin, dass sie die Essenz der Zeiten und des Erlebten weitertragen, wie Augen aus Steinen. Das Stoffliche ist es ja, das keinen Tod stirbt: natürlich wird es einmal unbrauchbar, aber bis es so weit kommt, mag es Jahrhunderte, Jahrtausende dauern. Das wusste Hauptmann wie kein anderer und schuf sich so eine Grundlage seines Lebens: eine Grundlage des Stofflichen. Der Wiesenstein, das Haus in Agnetendorf, seine mythische Schutzhülle, eine neuromantische Burg mit Renaissance-Elementen war das Zentrum dieser Stofflichkeit. Münzen aus zwei Jahrtausenden, von der Decke hängende Schiffsmodelle, ein Zitronenholzflügel, Bilder bekannter und befreundeter Zeitgenossen, Figuren, Figurinen, Bücher, Totenmasken und Statuen, der Wagenlenker von Delphi, Buddha und Jesus Christus, die Heilige Margarethe, das Goethebildnis von D'Angers: dazu eine von Avenarius 1922 ausgemalte Halle, in den Bauplänen als „Kapelle“ ausgezeichnet, in der sich in bunten Farben die Gestalten aus Hauptmanns Dramen tummelten – und, über die Läufe der Zeit hinweg, tummeln. Das Stoffliche. Das Stoffliche, das den Rahmen gab: für eine weitläufige Geselligkeit, ein weitläufiges Werk. Hauptmann, der fast nur diktierte, pflegte dabei immer ein Buch in Händen zu halten. Er wählte den Autor nach dem Gegenstand seines Diktats.

Das Stoffliche, nochmals: es hat überdauert. Hauptmanns angeplatzter Zinnsarg verließ das Haus im Juli 1946; unter Schwierigkeiten gelangte er samt dem meisten Hausrat und allen Sammlungen, mit Witwe und vielen Mitreisenden, die im letzten Augenblick zum Hausstand gerechnet wurden, über Berlin nach Hiddensee; dort wurde er beerdigt. Das Haus wurde vom neuen Staat übernommen; der Park geholt, eine Schule errichtet und der Wiesenstein wurde zum Kinderheim. Erhart Kästner, Hauptmanns Sekretär für eine kurze Zeit, hat die Schattengänge dorthin beschrieben, es mag anfangs der Sechzigerjahre gewesen sein. Nun Geschichte, auch das: nachdem das Haus einige Zeit leer gestanden hat, dient es als Museum.

Einschub: Kästner, der Sekretär nur für kurze Jahre. Am Ende soll er mit der Zeit bei Hauptmann abgeschlossen gehabt haben. Wie immer. In seinen Büchern, die heut fast vergessen sind, völlig zu Unrecht, vor allem in dem *Zeltbuch von Tumulat* und in der *Lerchenschule* gedenkt er Hauptmanns auf eine schöne, heute nicht mehr übliche Weise: con amore. In der Beschreibung eines späteren Schattenganges im Wiesenstein, wohl um 1960, ist viel von dem eingefangen, was ebenso hier beschrieben werden möchte. Realien als Träger der Erinnerung; Bilder, die auf- und auswachsen, Herzlichkeit. „Ex corde lux“ hat der Alte unter die Bilder geschrieben, die ihn mit wehendem Strahlenkranz zeigen und dem Knoten der auf einzige Weise gebundenen Krawatte. Schattengänge. Schattengänge zumal für Kästner. Vor einiger Zeit wäre er hundert Jahr geworden.

Selbst im Garten steht die Figur Hanneles wieder, die Josef Thorak, der zweitliebste Bildhauer des Zernichters, zum achtzigsten Geburtstag Hauptmanns geschaffen hat. Sie wurde erst 1943 oder 1944 dort aufgestellt, als ein Geschenk der Stadt Breslau; arg hat die Zeit dem Stück zugesetzt: die hinter dem Kopf verschränkten Arme sind nicht mehr vorhanden, das Gesicht ist angebrochen; auf einem Bauhof hat man die Figur gefunden; jemand muss sie zurück gebracht haben. Allein, das Bild trägt nicht: sinnvoll ist das Stoffliche, weit mehr als einmal, gerade hier: Ein Denkmal, ein Denk-Mal eben für das, was in jenen Jahren geschah; ein Denkmal auch für manche Äußerung des Hausherrn; ein Denkmal für die Feiern zu dessen achtzigstem Geburtstag – wo man eben jene Figur stiftete. Gauleiter Hanke aus Breslau und Reichsleiter Baldur von Schirach aus Wien fassten den Entschluss, Hauptmann jene Feierlichkeiten zu verschaffen, denen er in Berlin entraten musste. Der Klumpfuß dort hatte Misstrauen; nicht ganz zu Unrecht, wie man heute weiß. Aber in Wien und in Breslau wurden Ringe verliehen, Preise vergeben, Statuen überreicht und Festaufführungen geduldet. Freilich: dass er kein Dichter *unserer Form* war, darüber wusste Reichsleiter Alfred Rosenberg sich mit dem Klumpfuß zu verständigen.

Also blieben große Feiern in Berlin außen vor. Als wäre ein Fossil rituell zu ehren gewesen. Das Fossil wusste es wohl und sah auf die siebzehn Bände der ersten Reihe der Ausgabe letzter Hand, die im S. Fischer Verlag zum Anlass 1942 erschien. Das Fossil fuhr nach Berlin und hielt eine Lesung seiner Gedichte. Es haben sich Photos erhalten. Das Fossil trägt einen schwarzen Gehrock, gestärkte Manschetten mit riesigen

Knöpfen, ein seidenes Plastron und scheint guter Laune. Zum letzten Mal, wohl eben. All dies trug man damals schon seit dreißig Jahren nicht mehr. Das Fossil hat viel Pjoltz getrunken: Cognac mit Sodawasser. Bis ganz zuletzt. Ein sowjetischer General hat auf die Bitte Johannes R. Bechers zwanzig Flaschen Cognac auf den Wiesenstein schicken lassen. Aber das sind Nach- und Nachtschatten. Nach dem Untergang Dresdens war die Bitterkeit in und an ihm körperlich geworden.

Mag er vielleicht wirklich zu jener Vase, die er aus Berlin von einem verstorbenen so genannten ‚Führer‘ bekam, im vertrauten Kreise gesagt haben, „der Kerl unterschätzt den Umfang meiner Blase“ – stehen gelassen hat er sie nicht und auch nicht umgeworfen. Sollte Alfred Kerr, der ihn schon 1933 in einem biblischen Sinne verflucht hatte, recht behalten? Dieser Frage kann man nur ein überzeugtes Hauptmannsches Jein entgegen halten. Es liegt ein beträchtliches Missverstehen darin, würde man Hauptmann je für einen politischen Dichter halten. Alles war er, nur dies nicht. Von sich selbst sagte er einmal, nichts in seinen Stücken sei nicht selbst erlebt. So zeigt sich Hauptmanns Realismus als subjektiver Realismus, abhängig vom Stofflichen, vom Feinstofflichen, von Eindrücken, Erfahrungen, Lektüre, zufälligen Begegnungen und Prägungen.

So verwundert es gar nicht, dass sein Alterswerk bitter ist. In der Novelle *Mignon* etwa, die – unter anderem – als Abrechnung mit Goethe gelesen werden darf und die ein kleines Gegenstück zu *Lotte in Weimar* darstellt, begegnet uns ein zutiefst verunsicherter Dichter, der selbst in Italien, wohin er jahrzehntelang ging, sich Ruhe zu verschaffen, eben jene Ruhe nicht mehr fand. Der Autor der Stresa-Novelle erlebt und erleidet *Hanneles Himmelfahrt* ein zweites Mal: nur dass jetzt nichts Rettendes mehr ist und keine Befreiung, keine Erlösung, keine Apotheose mehr ist; Mignon stirbt. Zurück bleibt ein fragmentierter Mensch, der Zeit aufgegeben. Die *Finsternisse*, Max Pinkus' Tod verarbeitend, sind beredtes Zeugnis dafür, dass Hauptmann bis in den Kern seines Wesens erfahren und verstanden hatte, was es mit der Rassenpolitik eines Dritten Reiches auf sich hatte. Das Stoffliche, hier noch einmal, freilich in das wüsteste Gegenteil verkehrt, verwandelt und pervertiert. Wer Bücher verbrennt, der verbrennt am Ende auch Menschen.

Weit gefehlt zu sagen, dass Hauptmann ein Mann des Widerstandes war; wohl hatte er erkannt, dass seine Zeit mit dem Reichstagsbrand zu Ende war, das alles hinderte ihn nicht, sein äußeres Leben fortzusetzen; eine – wenngleich sich verringemde und verkleinernde – Abfolge von Reisen, Aufhalten, Ehrungen, Uraufführungen und Preisen, Besuchen und dergleichen; in der Behl-Voigtschen Chronik seines Lebens mag man es nachlesen; kaum ein Jahr, in dem er nicht dieser Ordnung nachging, der Dichter der *Weber*, der von sich ganz gerne sagte, er habe das Preisgeld des Nobelpreises in einem Jahr durchgebracht.

Dass nun groß denken auch groß irren heiße, ist ein Diktum, das vor allem ins Politische abgefallene Existenzial-Philosophen recht gerne verwendet haben; es sind die selben, bei denen „alles Große im Sturm stand“. So las man es vor dem Essen. Danach großes Schweigen, nicht ohne besonderen Sinn. Hauptmann war solchen großen Worten bisweilen nicht abhold. Sein getreuer Chronist Behl berichtet – nicht

ganz ohne Entsetzen – von Dummheiten, die nicht recht verzeihlich erscheinen. Obwohl Hauptmann es besser wusste, meinte er, Einzelschicksale müssten sich der Ordnung des neuen Europa unterordnen. Er wusste genau, wen er damit meinte, und er wusste – noch mehr – wie falsch das war. So sind auch Äußerungen und vor allem Werke bezeugt, die das Gegenteil sagen.

Damit hängt zugleich die Frage zusammen, weshalb Hauptmann 1933 nicht ‚gegangen‘ ist; die Antwort erhellt sich, im Letzten, gerade hier an den Realien: weil er nicht gehen wollte. Weil er Haus – nein: Häuser – und Hof nicht verlassen wollte, weil er, überhaupt, von dem Stofflichen nicht lassen wollte. Das war Segen und Unsegen; ist es bis heute geblieben. Das Archiv des Wiesensteins gelangte zunächst in den Westen, nach Schloss Kaibitz zu Erich Ebermayer. Dann kann der Sohn, der Einzige (von vieren), Benvenuto (aber der Einzige aus der Ehe mit Margarete, geborene Marschalk), brachte die Sachen zuerst nach Garmisch zu Richard Strauss und dann in die Schweiz. In Ronco, in der Casa al Prato, blieben die Papiere, bis der Einzige ihre Herausgabe erlaubte (das war die so genannte Centenarausgabe 1962). Dann gelangte der Nachlass nach Berlin. Die Münzsammlung wurde, nach 2000, in eine Auktion gegeben. Die großen Bilder von Lovis Corinth und der Blüthnersche Zitronenholzflügel wurden verkauft. Das Inventar des Wiesensteins wurde schließlich, mit wenigen Ausnahmen, vor wenigen Jahren in den Niederlanden bei Sotheby's versteigert. Es gibt zwei Kataloge dieses Verbrechens.

Als müsste jede Spur verwischt werden, wurde das über vierzig Jahre zusammen getragene Inventar des Wiesensteins, das die stoffliche Aura einer überragenden Künstlergestalt unique zusammen fasste, in alle Winde zerstreut. Es hat, so scheint es, sich niemand gefunden, der Benvenutos Erbin ablöste; ab- und auslöste. Man blättert in den Katalogen, man sieht die Bilder an und stiert in den leeren Wiesenstein. Und doch: „Als müsst's so sein“. Das sagt die Marschallin. Ihr und ihrem Schöpfer muss man im Letzten recht geben. Auch wenn es in diesem Fall besonders schwer fällt. Denn, man hört die Schritte immer noch, die, vor allem im Winter, wenn der Sturm vom Kamm des Riesengebirges herunter braust, durch die hellen und überheizten Zimmer des Wiesensteins gehen. Aus diesem Gehörgang gibt es keine Vertreibung.

Hier nun könnte eigentlich schon der Endpunkt gewesen sein; und ist es aber doch nicht. Je mehr man sich vertieft in dieses Leben als Literatur, desto begrifflicher werden die Realien; begrifflicher in dem Sinne, dass, plastisch und spürbar, noch einmal ein Leben an Konturen gewinnt, an Inhalten, ja an Fülle und an Plastizität. Marcel Reich-Ranicki ist es vorbehalten geblieben, sich zu Hauptmann in dem Sinne zu äußern, dass er, nehme man seine Kommentare und seine „Reden“ zur Hand, wohl das Paradebeispiel eines dummen Dichters gewesen sei; freilich einer, der Stücke habe schreiben können. Da tönt Bert Brecht noch einmal mit: der Stückeschreiber. Darf man, nur weil der Opportunismus Brechtscher Prägung schlauer war, so über Hauptmann reden, selbst dann, wenn man das Elend jenes achtzigsten Geburtstages mit bedenkt, an dem er sich ehren ließ, nochmals gesagt, von einem Reichsleiter von Schirach und einem Gauleiter Hanke, die Ringe der Städte Breslau und Wien von zwei Kriegsverbrechern annahm? Wer will sich ein Urteil erlauben. Dumm, indessen, nein, das geht zu weit. Denn von

Dummheit zeugen die Realien dieses Lebens nicht. Sie zeugen, vor allem, von Fülle und Eindruck. Ironie am Rande: in derselben Auktion, in der vor einigen Jahren der überwiegende Hausrat des Wiesensteins vor den Hund der Aufteilung ging, wurden auch nicht wenige Gegenstände aus dem „Estate“ von Bert Brecht verscherbelt. Wie also: der Stückeschreiber und der „Stückeschreiber“, gleich geschoren über den Kamm des Merchandise? Das Kapital kennt keinen guten Geschmack – wie denn, es kennt gar keinen –, aber es beliebt bisweilen bitter-heitere Arabesken zu schlagen. „Und hobelt alle gleich“.

Neulich, ein Riss. In einem – sehr guten – Büchlein, das die Häuser Hauptmanns vorstellt, auch ein Bild, das erschreckt: Hauptmann wird im Sarge aus seinem Hause getragen. Sechs Menschen schaffen am Sarge, der mit Blumen geschmückt ist und kaum durch die doppelte Haupttüre des Wiesensteins heraus kommt; die Männer tragen weiße Armbinden; zu jener Zeit das Kainszeichen der Deutschen. Schon ist der Terracotta-Löwe abgeräumt, der den Eingang bewachte – auch er hat die Reise im Sommer 1946 über Berlin nach Kaibitz und dann nach Ronco überstanden – und das Steh- und Leseputz aus der Bibliothek steht, verloren, neben einigen anderen Möbeln neben dem Aufgang; dort, wo früher Holz und Steine waren. Der Auf- und Abbruch. Die Witwe folgt, verschleiert, dem Ganzen. Der Tote, der hier das Haus verlässt, verlässt in die Auflösung, verschmilzt zu einer letzten Realie: der der Austreibung. Der letzten Verschleierung. Schon mein Kind weiß nichts mehr darüber.

Was nun, also: nichts als dies: Erinnerung an eine Fülle, Erinnerung an Eindrücke, Erinnerung an das Leben als Literatur und an die Literatur als das Leben. „Lichtl“ hat man Hauptmann auch gerufen. Seltsam schwungvoll der Name zu der Goetheanischen Gestalt der späten Jahre. Dennoch, ein sprechender Name. „Mein Freund, der Generaldirektor“, soll er einmal gesagt haben, nach einer Huldigung durch eine Schulklasse, zu Hause in Agnetendorf, „hat mich eingeladen und schickt mir nun eine Kutsche“. Nun ja. Der Generaldirektor ist schon 1934 verstorben; der Verleger, der Einzige, im selben Jahr. An beider Bahre ist er gestanden und an beider Bahre hat er geweint.

Das, nämlich die öffentliche Trauer um die Verfemten, unterscheidet ihn von Martin Heideggers Versagen am Grabe Husserls. Er, Hauptmann, hatte Gelegenheit, den Untergang Dresdens mit zu erleben, den Verlust der Heimat und das Ende des Überkommenen. Die Trübung der Humanität und der Überlieferung im Sinne eines gänzlichen Bruches hat auch den Rahmen zerstört, in dem dieses Leben als Literatur gelebt wurde. So ragen die Realien – allen voran die auch heute noch zu besichtigenden Häuser – in eine andere Zeit herüber. Nicht zuletzt als Zeichen dessen, was Hauptmann am Ende seines Lebens als „Humanitätsschurkerei“ agnoszierte.

Eben: Denn man hört die Schritte immer noch, die, vor allem im Winter, wenn der Sturm vom Kamm des Riesengebirges herunter braust, durch die hellen und überheizten Zimmer des Wiesensteins gehen. Aus diesem Gehörgang gibt es keine Vertreibung.

Vieles geht einem um; nicht nur im Kopf, viel eher noch im Herzen. Aus einer ähnlichen Gegend stammend, mit den Bildern der Bergkämme, der Steinberge, der

Granitmenhire, der Seen und der Wälder im Herzen, mit der Ahnung der Einsamkeit und der Hoffnung auf Stille greift man zurück auf alles Greifbare in einer Zeit, die wurzellos wird. Das wohl ist die Ur-Sache, aus der mir das Lichtl noch einmal aufgegangen ist. Nach zwanzig Jahren. Leben als Literatur.

